

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 16 (1936-1937)
Heft: 4-5

Artikel: Unsere Einstellung zu Deutschland
Autor: Burckhardt, Walther
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-158185>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Unsere Einstellung zu Deutschland.

Von **Walther Burckhardt.**

Nicht unsere Stellung meine ich; unsere Einstellung. Nicht die objektive Welt der wirtschaftlichen, staatsrechtlichen Tatsachen und Vorgänge, sondern die subjektive, innere Haltung, aus der heraus wir, angesichts jener Tatsachen unsere Entschlüsse treffen, unser Verhalten bestimmen. *U n s e r e* Einstellung; damit soll gesagt sein die der Schweiz, aber vorab der deutschen Schweiz.

Die „Neue Helvetische Gesellschaft“ hat kürzlich eine öffentliche Tagung abgehalten über die Deutschschweizer im Tessin, und einhellig wurde von deutschschweizerischer Seite verkündet: die Deutschschweizer beanspruchen keine kulturellen Eroberungen; sie wollen dem Tessin seine Italianità nicht streitig machen. Und die Tessiner haben erklärt: wir lassen sie uns nicht streitig machen; als Glieder der italienischen Kultur sind wir Schweizer geworden, und als solche bleiben wir es, nicht aber um den Preis der Sprache und der Kultur, die uns mit unseren Stammesgenossen verbinden. — Das Problem des einen Staates von drei Stämmen und drei Kulturen ist dem Zuhörer lebendig geworden. Hat ein Staat einen Sinn, der verschiedene Kulturen umfaßt? Verkörpert nicht der Staat selbst die Kultur und verliert er nicht seine Seele, wenn er nicht *e i n e* Kultur seine eigene nennen kann? Unsere großen Nachbarstaaten bejahen diese Frage unbedingt; Italien und Deutschland ausdrücklich und offiziell, indem sie sich als *d i e* Exponenten, ja Träger der italienischen und deutschen Kultur bezeichnen; Frankreich, indem es mit unwidersprochener Selbstverständlichkeit keine andere als die französische Kultur anerkennt und aufkommen läßt. Die kleine Schweiz aber, aus Splittern der drei großen Kulturgebiete zusammengesetzt, beansprucht dennoch *e i n* Staat zu sein; d. h. sie beansprucht nicht nur, nach den jetzt geltenden Grenzen das zu sein, was man juristisch einen Staat nennt, sondern auch auf diese selbständige staatliche Existenz ein ideelles Recht zu haben.

Ihr Rechtstitel kann nur sein, daß sie eben drei Stämme und drei Kulturen umfaßt und alle drei in einem Staatsverband zu ihrem Rechte kommen. Daß sie sich also das Unzeitgemäße zum Ideal setzt. In der Meinung, daß es in der Welt nicht getan ist mit der Unterscheidung und Trennung der Nationalitäten; daß diese Nationen auch wieder in eine vernünftige Beziehung zu einander gesetzt werden müssen; nicht nur wie dis-

parate Größen, die nun einmal neben einander da sind und irgend einen Kompromiß finden müssen, der immer eine latente Gegnerschaft sein wird, sondern auch weil sie positiv viele und wichtige Interessen gemein haben, menschliche Interessen, die durch die Verschiedenartigkeit des individuellen Volkstums nicht aufgehoben werden. Der Humanismus sah nur dieses Gemeinschaftliche; der Nationalismus übersieht es beinahe.

Der gemeinschaftliche Boden der menschlichen Kultur, wird man sagen, mag der Völkerrechtsgemeinschaft überlassen werden: jeder Staat pflege seine nationale Eigenart; die Völkergemeinschaft das allen Gemeinsame; zur Pflege dieser Interessen treffe man sich auf der internationalen Ebene.

Ich verkenne nicht die bestechende Einfachheit dieses Gedankens; aber ich halte ihn trotzdem für unzulänglich. Einesteils deshalb, weil der Boden der Völkergemeinschaft, der Boden des Völkerrechts, gar zu lose und spröde ist; wie der Sand einer zusammengeweheten, wandernden Düne. Was darauf erblühen mag, ist eine künstliche Anpflanzung, dem Zufall zwischenstaatlicher Verträge ausgeliefert (denn alle diese gemeinsamen Aufgaben können doch gemeinsam nur nach vorgängiger rechtlicher Verständigung gepflegt werden); von Verträgen, die geschlossen oder nicht geschlossen, die fortgesetzt oder gekündigt, gehalten oder gebrochen werden und immer auch ein Produkt nationaler und nationalistischer Diplomatie sind (denn nirgends gebärdet sich der Staat so national wie im internationalen Verkehr).

Andererseits aber ist es ein Irrtum zu glauben, das den Nationen Gemeinsame sei das Untergeordnete und Minderwertige; ein zufälliges Abfallprodukt des allein wertvollen Nationalen. Richtig ist, daß jedes Volk (von einer Art) die höchsten Güter nur in seiner Art pflegen und verwirklichen kann; aber was diese Güter zu Gütern macht, ist nicht das Individuelle, Einzigartige daran (ohne das sie sich allerdings nicht verwirklichen würden), sondern ihre Teilhaftigkeit am menschlich Gemeinsamen, an der übermenschlichen Idee, die jede Nation, wie jedes Individuum in seiner Art erfaßt und ausdrückt, die aber in dieser Besonderheit keineswegs aufgeht, sondern sie erst legitimiert. Nicht weil sie national, sondern weil sie ideal ist, ist eine Kultur lebenswert und am Geiste teilhaftig. Das Nationale in Kunst, Religion und Gesellschaftsform ist ein notwendiger Durchgangspunkt der Idee; aber ein Durchgangspunkt des Übernationalen, des Unbedingten, Ewigen; diesem dient es zum Ausdruck und dieses ist ihm der Maßstab, nicht umgekehrt. — Und ferner: Nicht nur das Nationale ist der Durchgangspunkt des Ewigen, sondern auch, und vielleicht noch mehr das Individuelle. Nicht nur jede Nation, als völkische Individualität gedacht, muß nach ihrer Art denken, fühlen und schaffen können; auch jeder Denkende, Fühlende, Schaffende nach seiner Art. Denn keiner kann das Ewige anders als mit seinen Mitteln erfassen und in seiner Sprache ausdrücken. Es darf ihm, dem Genossen eines Volkes, nicht eine fremde nationale Art aufgezwungen werden; aber auch die Art seines eigenen Volkes darf ihm nicht zum beklemmenden Panzer werden,

zum ertötenden Schema; weil auch er, der Einzelne, in seiner Art das Gemeinsame, Allgemeingiltige wahrnimmt, weiterbildet. Auch die Nation bleibt kulturell schöpferisch (nur weiterschaffend erhält sich die Kultur), wenn sie eine Gemeinschaft schaffender individueller Persönlichkeiten bleibt.

So daß die übermäßige absichtliche Betonung des Volksmäßigen im geistigen Leben leicht das höhere Gemeinsame, dem die Nation Ausdruck sein soll, verkennt und damit den Maßstab verliert, und auch die individuelle Kraft der Individuen lähmt, durch die doch das Völkische erst verwirklicht werden kann. Denn geistiges Schaffen ist individuelles Schaffen (trotz der „geistigen Zusammenarbeit“ des Völkerbundes) und jedes geistige Werk ist das Werk eines Individuums, wie es selbst ein Einzigartiges ist.

Die Schweiz versucht drei völkische Kulturen auf dem Boden eines Staates zu verbinden, d. h. ihnen nach staatlichen Normen die Mittel zu leihen, das ihnen Gemeinshaftliche zu pflegen, jede in ihrer Art. Ihre Aufgabe kann sie nur erfüllen, wenn sie jedem Volksteil seine Eigenart läßt; wenn es wirklich drei Kulturen sind, die hier zusammenwohnen und zusammenwirken. Die Harmonie des Dreiklangles setzt drei deutlich verschiedene Töne voraus.

Dazu ist notwendig, daß jede den Zusammenhang mit ihrem Stammlande bewahre. Geistige Kultur ist Gedankenaustausch. Die italienische Schweiz behält ihre italienische Kultur nicht, indem sie sich auf sich selbst zurückzieht, sondern indem sie in ständigem Verkehr mit Italien bleibt; die französische, indem sie verbunden bleibt mit Frankreich, und die deutsche Schweiz, indem sie die geistigen Bande erhält mit dem deutschen Kulturgebiet. Denn jeder von uns, das ist klar, ist zu klein, um sich selbst als nationale, gewissermaßen sekundär-nationale Potenz zu erhalten; nicht nur das Tessin, sondern auch die deutsche Schweiz. Daß wir eine alemannische Eigenart haben, vielleicht sogar mehrere, ich will es nicht leugnen, noch weniger bedauern. Aber auf diesem schmalen Bande können wir nicht den Tempel bauen, der für alles Menschliche und Übermenschliche Raum haben soll. Das wäre eine Verkümmern der Kultur, und damit eine Schwächung, die uns fremden Einflüssen wehrlos ausliefern würde. Wie das Wasser einer Bucht abstirbt, wenn man ihm die Verbindung mit dem offenen Meere abschneidet, so erschlafft die Kultur eines zu kleinen Volkes, wenn sie sich nicht aus dem lebendigen Strome eines größeren Kulturgebietes erneuern kann. Auch die „alemannische“ Schriftsprache würde dazu führen. Nein! Wie die italienische Schweiz ihre Italianità, wie die französische Schweiz ihre Latinité, so müssen wir unser Deutschtum erhalten und behaupten. Wir müssen es nicht nur tun, um die deutsche Kultur (in unserer Weise) im Dreiklang der Schweiz zu vertreten; wir müssen es auch um unserer selbst willen tun. Eine schweizerisch-alemannische Kultur und Sprache wäre unfehlbar das Achenbrödel der schweizerischen Kulturgemeinschaft: aufgebaut auf einer Sprache, die niemand außer uns lernen würde, und vertreten durch Werke, die niemals die Konkurrenz mit

anderen Literaturen aushalten könnte. Wir würden in der Kulturgemeinschaft der Welt stillschweigend übergangen. Wir würden noch eine zeitlang unsere Mundart erhalten, aber bald das Deutsche überhaupt aufgeben.

Aber wie sollen wir, wird man sagen, den Gedenkenaustausch mit Deutschland aufrecht erhalten, wenn es so andere, für uns unannehmbare Gedanken hat? Der Nationalsozialismus ist die Negation des schweizerischen Staatsgedankens; der autoritäre Staat ist gerade derjenige, den wir ablehnen müssen, im Politischen, wie im Geistigen!

Ich antworte: was wir von Deutschland beziehen können und müssen, sind nicht die fertigen politischen Theorien, soziale oder wirtschaftliche Lehren und Einrichtungen; es sind die geistigen Werte des individuellen Schaffens, die sich zugleich als Menschheitswerte ausweisen. Und auch solche Werte nicht in passiver Übernahme, sondern in aktiver Beantwortung, die lobend oder tadelnd sein kann, und dadurch einen selbständigen Beitrag zur gesamten deutschen Kultur darstellen soll. Wir brauchen auch im Gebiete der Kunst nicht jede Mode, namentlich jede amtlich gezüchtete oder geschäftsmäßig aufgezogene Mode mitzumachen. Aber wir dürfen nicht die Verbindung verlieren mit dem Strome ewiger Werte, der in der deutschen Kulturgemeinschaft durch die Jahrhunderte fließen und dessen Zweig wir bleiben müssen, wenn wir überhaupt bleiben wollen, was wir sind. Das Deutschland, dem wir zugewandt sind, ist nicht das politische Deutschland des heutigen Tages; es ist das geistige Deutschland, das seit Jahrhunderten besteht und das heutige Geschlecht überdauern wird.

Die italienische Schweiz bleibt ihrer italienischen Kultur treu, trotz aller politischer Gegensätze; die französische Schweiz der französischen Kultur durch die politischen, sozialen, philosophischen Wandlungen hindurch: ob jakobinisch oder legitimistisch, freigeistig oder katholisch, Frankreich war für die französische Schweiz, für die protestantische wie die katholische, die sozialistische wie die bürgerliche, die selbstverständliche kulturelle Heimat, an deren Wirken man sich erlabte oder ereiferte, aber immer beteiligte, erwärmte und erneuerte, weil sie der Gegenstand des lebendigen Gedenkenaustausches blieben. Sie würde es auch bleiben, wenn der französische Staat kommunistisch oder nationalsozialistisch würde.

Und wir sollten die Brücken zur deutschen Kultur abbrechen, zur heutigen und zur zukünftigen, zur ganzen Vergangenheit, weil uns politische, ideelle Gegensätze vom Deutschen Reiche trennen? Das wäre Selbstmord. Nicht im blinden Bewundern und mechanischen Nachmachen besteht die Verbindung, sondern in aktivem Reagieren; diskutieren müssen wir das deutsche Gedankengut, aber nicht ignorieren. Ignorieren wir es, so interessieren wir uns für anderes und suchen anderswo die Quelle unseres geistigen Lebens. Nämlich in Frankreich. Dann geraten wir in die einseitige Abhängigkeit zur französischen Kultur, in der zu ihr das alemannische Elsaß steht und das flämische Belgien im Begriff war zu geraten. Klägliche Aussicht! Die angestammte Art und Bildung erborgt sich das Recht auf eine

verbogene Existenz durch eine zur Schau getragene Bewunderung der Fremden! Diese Gefahr droht uns in der Tat. Sie gibt sich kund im Gebrauch der Sprache, die, wie jeder spürt, die Vermittlerin und Trägerin jeder Kultur ist. Schon jetzt: wie unsicher und behutsam ängstlich bedient sich der Deutschschweizer im Verkehr mit Andersprechenden seiner Sprache, in seinem eigenen Sprachgebiet. Als ob man sich entschuldigen müßte, deutsch zu sprechen und zu schreiben; wie leicht gibt der Deutschschweizer seine Sprache auf und wie schnell ist er bereit, Andersprechenden entgegen zu kommen, wo er allen Grund hätte, an seiner Sprache festzuhalten. Wollt ihr, Deutschschweizer, euer Sprachgebiet nicht mehr behaupten? Ist euch das Französische (oder Englische) vornehmer als die Muttersprache? Ihr habt die Wahl, euch zur Muttersprache zu bekennen und eure Art, was sage ich?, euren Charakter zu behalten, oder aber mit eurer Sprache eure Eigenart aufzugeben, und damit auch die Eigenart und die Existenzberechtigung der Schweiz als ein Treffpunkt dreier gleichberechtigter Kulturen, dreier Stämme, die das seltene Schauspiel geben, sich gegenseitig zu achten... und sich selbst zu achten. Denn das Letztere gehört notwendig dazu: wer nicht stolz ist auf seine Art und Sprache, der wird auch keine Achtung finden, wie er keine verdient. An diesem Stolz fehlt es dem Deutschschweizer ganz bedenklich. Unbewußt, mag sein; aus angeborener Gutmütigkeit, aber auch aus Schwäche und dienerhafter Nachahmungssucht. Hier, in diesem Kernpunkt aller nationaler Kultur, ist der deutschen Schweiz innere Erneuerung, Erstarkung notwendig. Zu dieser Erneuerung brauchen wir nicht fremde Vorbilder anzubeten; wir brauchen nur auf unsere welschen Miteidgenossen zu sehen. Wir werden damit keine Ausdehnungsabsichten verbinden (wer denkt daran?), sondern nur die Behauptung unseres angestammten guten Rechtes; eines Rechtes, das wir nicht aufgeben können, ohne unseren Charakter aufzugeben. Es ist Zeit, sich darauf zu besinnen.

Dazu gehört aber auch eine andere Haltung gegenüber dem deutschen Volke, als die, welche heute beliebt und in der Presse meist belobt wird. Nicht nur, weil unsere Kultur verkümmert, wenn sie den Zusammenhang mit der ganzen deutschen Kultur verliert, sondern auch, weil uns die absichtlich negative Haltung gegenüber dem Dritten Reich in eine Ablehnung alles Deutschen überhaupt und damit in die Arme des Nichtdeutschen, d. h. hier des Französischen treibt. Nicht absichtlich, aber gefühlsmäßig und sicher.

Wer ein neues Gebilde, wie der nationalsozialistische Staat gerecht und sachlich beurteilen will, muß mit einem gewissen Wohlwollen daran herantreten; mit der ehrlichen Absicht, das Gute wie das Schlechte zu sehen. Wer sollte aber in der Schweiz dieses Wohlwollen eher aufbringen, als die stammesverwandten Deutschschweizer? Sollten wir nicht selbst das Bedürfnis haben, an der neuen Ordnung des uns verwandten Volkes das Gute aufzuzeigen? Sollte es uns nicht weh tun, Verfehlungen und Ver-

irrungen feststellen zu müssen? Man hat aber oft den Eindruck, daß Viele nicht nur einseitig die Fehler feststellen, sondern sie mit Vergnügen feststellen. Wie anders unsere demokratischen Tessiner im Verhältnis zum faschistischen Italien! Sie halten mit ihrer sachlichen Kritik nicht zurück; aber sie verleugnen nie ihre Sympathie zum italienischen Volk. Ich beneide sie um diese Haltung. Eben das sollten auch wir nicht unterdrücken. Wir gefährden sonst, abgesehen von unserer eigenen Würde, zweierlei:

Unsere internationale Berufung zunächst; die Aufgabe der Schweiz, vermöge ihrer kulturellen Verbindung mit drei Großstaaten die Verständigung unter diesen Großstaaten zu erleichtern; das Verständnis des einen für die Besonderheiten des anderen. Nicht durch kritiklose Belobung, aber durch sachliche Aufklärung, des einen über seine Fehler, des andern über des ersten Eigenschaften. Dazu gehört, ich wiederhole es, eine natürliche Sympathie des Urteilenden; und eine überlegene Sachlichkeit, die man nur gewinnt, wenn man die Dinge aus dem Abstand des Historikers mißt. Ich meine nicht des Historikers, der alles, was einmal geschehen, registriert und die Erfolge kalt rechnend bucht; sondern des Historikers, der urteilt und sich bemüht, so zu urteilen, wie wenn er nach hundert Jahren zurück auf unser Zeitalter blicken würde, und es danach beurteilt, was es für die Menschheit geleistet haben wird. Ganz sicher wird die Leistung eines Volkes, das nur kritisiert hat, nicht hoch eingeschätzt werden.

Die Aufgabe ist schwer; so schwer, daß sie fast anmaßend klingt. Aber die Schwierigkeit liegt nicht sowohl in der Unzulänglichkeit des Verstandes als in der Überwindung der Leidenschaften: wem es gelingt, nicht teilnahmslos, aber leidenschaftsfrei, gewissermaßen mit evangelischer Menschenliebe das Treiben der Völker zu betrachten, der wird, auch ohne außergewöhnliche Verstandeskkräfte, ein selten Erreichbares leisten. Im Parteikampfe mitzustritten und mitzuschreien, das ist nicht schwer; aber über den Parteien zu stehen, seine eigenen Fehler zu sehen, wie die des andern und über den Zufälligkeiten seiner Zeit zu stehen, das ist das Schwierige. Die Schweiz hätte hier eine große Mission; aber ich fürchte, sie sei sich ihrer kaum bewußt.

Und sodann unsere eigene Neutralität, d. h. unsere Sicherheit, unsere Unabhängigkeit. Die immerwährende Neutralität ist für uns nicht sowohl ein Recht oder eine Pflicht, als eine politische Maxime: eine Richtlinie unserer auswärtigen Politik, die wir uns selbst vorschreiben und die für uns genau soviel Wert hat, als die anderen Staaten sich auf unseren Vorschlag verlassen können. Unsere Zuverlässigkeit ist aber mitbedingt durch unsere politische Gesinnung, d. h. auch durch unsere gefühlsmäßige Einstellung. Wenn unser Volk gegen einen Nachbarstaat feindselig eingestellt ist und alle Sympathien auf die andere Seite gehen, wie kann jener Staat glauben, wir würden im Falle des Krieges, der immer auch für uns einen schweren inneren Konflikt bedeutet, mit gleicher Elle messen, gleiches Verständnis für beide zeigen und gegen Rechtsverletzungen und Anmaßungen von beiden

Seiten gleichmäßig reagieren? Und die andere Seite wird nicht ermangeln, auf unsere einseitige Sympathie zu spekulieren. Die politische, militärische Neutralität, eben weil sie auf unserer freien Entschließung beruht, ist nicht denkbar ohne die innere Freiheit der Entschließung.

Zur sachlichen Prüfung hätten wir ohnedies allen Anlaß. Wer die Augen vor dem neuen Fremden verschließt, verliert den vorurteilslosen Blick für das alte Eigene. Wir leben unter ganz anderen historischen Bedingungen als die Schweiz von 1815 oder 1848. Mit summarischer Negation des Neuen ist es nie getan. Die Regierenden von 1798 verwarfen die „jakobinische“ Ordnung unbedingt und vorbehaltlos; aber die Geschichte hat bewiesen, daß sie wohl getan hätten, am „Jakobinismus“ etwas zu lernen, wenigstens die Mängel des eigenen Staates. Und ebenso heute: die Umwälzungen des Kommunismus, des Faschismus und Nationalsozialismus, all' der antidemokratischen und antiliberalen Bewegungen und auch der amerikanischen Wirtschaftsreform sind nicht von ungefähr infolge einer plötzlichen Verirrung der Geister gekommen, sondern als Reaktion gegen bestimmte Schäden der demokratischen und liberalen Staats- und Wirtschaftsverfassung; Mängel, die wir auch überwinden müssen, wenn wir nicht ins Hintertreffen gelangen wollen, und die wir nicht bloß damit überwinden, daß wir alles als undemokratisch und unfreiheitlich ablehnen. Ich will hier nicht untersuchen, ob diese Mängel mehr in der rechtlichen Form oder in der geistigen Haltung liegen. Aber wenn wir sehen, welches Gewicht bei uns der Egoismus der Einzelnen, der Klasse und der Partei hat, wie das Bewußtsein der persönlichen Verantwortung vor dieser Einwirkung schwindet, wie die geschäftliche Moral und die gesellschaftliche Moralität sinken und die Bande der Familie sich lockern, muß man verblendet sein, um nicht einzusehen, daß wir im Niedergang begriffen sind. Und wenn man sich fragt, ob die Völker von der Freiheit, die ihnen die französische Revolution verkündet und ihre Verfassung gebracht hat, einen vernünftigen Gebrauch gemacht haben, wozu die Freiheit allein gewährt sein kann, so ist das schwer zu bejahen. Das mag in den Institutionen, ich meine in der liberal-demokratischen und privatwirtschaftlichen Verfassung liegen (die beide zusammenhängen); es liegt aber sicher auch am Geist der Zeit, an einer materiell-technischen Einstellung, die in den grundsätzlichen und ethischen Fragen versagt. Wenn die autoritären Staaten, sei es auch durch bedenkliche Mittel, jene Schäden überwinden: die tötende Selbstsucht, den aufreibenden Krieg aller gegen alle, die dumpfe Mutlosigkeit, die ideenlose Sucht nach äußerer Geltung bei innerem Zerfall, so haben sie im Wettlauf der Völker einen großen Vorsprung errungen, den die anderen ohne geistige Erneuerung nicht einholen werden. Wir überwinden die Ideologie des autoritären Staates nicht, indem wir auf unsere Freiheit pochen, sondern indem wir von unserer Freiheit einen besseren Gebrauch machen als bisher, und einen besseren als jene von ihrer Autorität.